

Wie sich die Berner Schulen neu erfinden

Innovation im Klassenzimmer An den Schulen sind neue Lösungen gefragt. Welche Vorteile KI im Unterricht bringt. Und wie ein Kinderrestaurant funktioniert.

Regina Schneeberger

Überall mangelt es an ausgebildeten Lehrerinnen und Lehrern. Handys und Co. lenken die Kinder ab oder animieren zum Tricksen bei Prüfungen. Und es gilt, heterogene Klassen zu managen – das Lerntempo der Schülerinnen und Schüler unterscheidet sich stark. Die Berner Schulen sind gefordert. So sind neue Ideen gefragt. Daran mangelt es in den Klassenzimmern nicht, wie diese Beispiele zeigen.

— Rollentausch im Kindergarten

Gegen Ende der Schulzeit haben manche den Kopf nicht mehr so ganz bei den Franzwörli oder den Mathaufgaben. Die Jugendlichen haben schon etliche Jahre die Schulbank gedrückt. Und bald beginnt mit der Lehre oder einer weiterführenden Ausbildung ohnehin ein neues Kapitel. Für einen Motivationsschub setzt die Schule Längenstein in Spiez auf einen Rollenwechsel.

Die Teenager werden zu Assistentenlehrpersonen. Sie kommen einmal in der Woche im Kindergarten oder in der 1. und 2. Klasse zum Einsatz. Dort gehen sie während rund zwei Lektionen der Lehrerin oder dem Lehrer zur Hand. Fly nennt sich das Konzept, das auch an 13 weiteren Schulen im Kanton Bern angewandt wird. Schulleiter Thomas Krayenbühl sieht darin beispielsweise für jene eine Chance, die im Unterricht immer mal wieder störend auffallen. In ihrer Klasse seien sie in dieser Rolle festgefahren. «Sie müssen Sprüche machen, um bei den Kolleginnen und Kollegen anzukommen.» Im Kindergarten hingegen müssten sie Verantwortung übernehmen. Statt für Regelverstösse gerügt, würden sie für ihre Arbeit gelobt.

Auch Jugendliche mit tiefem Selbstwertgefühl würden profitieren. «Wir zeigen ihnen auf, wo ihre Stärken liegen.» Andere seien dabei, weil sie gern mit jüngeren Kindern arbeiten würden. Das Projekt basiert auf Freiwilligkeit. Neun Jugendliche können jeweils daran teilnehmen. Krayenbühl betont: Sie sollten nicht die Arbeit der Lehrpersonen übernehmen, würden stets begleitet. Und doch könne es eine Entlastung sein. So helfen die Jugendlichen mal einer Gruppe beim Lösen der Mathematikaufgaben. Oder planen gegen Ende des Jahres gar selbst eine kurze Unterrichtssequenz. Beispielsweise einen Hindernisparcours im Turnen.

— Mit künstlicher Intelligenz zur Lehrstelle

Aufsätze, Übersetzungen, Texte für Vorträge: All das können Chat-GPT und Co. ohne viel Zutun der Schülerinnen und Schüler ausspucken. Entsprechend sind manche Lehrpersonen skeptisch, was den Einsatz von künstlicher Intelligenz im Unterricht angeht.

Doch KI bietet in der Schule auch Chancen. Das stellt Olivier Marti fest, Klassenlehrer an der Oberstufe in Kehrsatz. Später in der Berufswelt werde KI in ganz vielen Feldern eingesetzt, sagt er. «Wir vermitteln den Jugendli-



Den klassischen Frontalunterricht gibt es nach wie vor. Doch neue Unterrichtsformen halten immer mehr Einzug. Foto: Christian Beutler

chen einen sinnvollen Umgang damit.» So nutzten die Achtklässler einen Chatbot beim Schreiben der Bewerbungen. Aber nicht von Anfang an. Motivations schreiben und Lebenslauf hätten sie erst mal ohne Hilfe geschrieben, hätten gelernt, worauf es beim Aufbau zu achten gelte.

Dann markierte der Lehrer holprige Sätze und beauftragte die Jugendlichen, mithilfe der KI Alternativen zu finden. Ausserdem können sie mit dem Tool Rechtschreibfehler aufspüren. Abschliessend kontrollierte der Lehrer. «Sie sind motivierter, als wenn sie ihre Texte drei-, viermal wieder rot markiert zurück erhalten», sagt Marti.

Zum Einsatz kommt der Chatbot Fobizz, der speziell für Schulen entwickelt wurde. Das Tool unterliegt strengen Datenschutzbestimmungen. Und es kann von der Lehrperson nur für eine spezifische Lektion freigegeben und dann in den anderen Fächern gesperrt werden. Aus-

serdem kann der Bot bei einem Fehler erklären, was grammatikalisch nicht stimmt. Marti sagt: Als der Taschenrechner aufgekomen sei, habe man auch erst einmal Angst gehabt, die Schülerinnen und Schüler könnten nicht mehr kopfrechnen. Es sei einfach wichtig, die Hilfsmittel kontrolliert einzusetzen. «Irgendwann wird KI ein ganz normales Werkzeug im Unterricht.»

— Kinderrestaurant statt Gedränge am Mittagstisch

In vielen Familien sind beide Eltern berufstätig. So ist die Betreuung neben der Unterrichtszeit gefragt. Rund 36 Prozent der Schülerinnen und Schüler in der Schweiz besuchen die Tagesschule, Tendenz steigend. Besonders starken Zulauf hat das Mittagstischmodul, wie Michelle Jurtz, Dozentin an der PH Bern, sagt. In urbanen Räumen sind es oftmals mehr als 100 Kinder, die in der Schule essen. Dass alle gleichzeitig am Tisch sitzen und

gemeinsam essen, ist vielerorts nicht mehr möglich.

Es braucht also neue Konzepte. Etwa das Kinderrestaurant. Darauf setzt die Tagesbetreuung Marzili in Bern. Die Kinder müssen nicht um Punkt 12 Uhr am Tisch sitzen. Sondern können selbst wählen, wann sie essen wollen. In der restlichen Zeit können sie sich in der Turnhalle austoben, in der Bibliothek lesen oder in der Bastelecke kreativ wirken. Pascal Sperisen, Leiter der Tagesbetreuung, sagt: «Während des Unterrichts müssen sie bereits still sitzen.» Sondern manche am Mittag zappelig seien.

Mit diesem Betreuungsmodell würden sie den Bedürfnissen der Kinder besser gerecht. «Seit wir das Kinderrestaurant haben, ist viel mehr Ruhe eingekehrt.» Ganz ohne Kontrolle geht es aber nicht. So müssen sich die Kinder während der Mittagstischzeit bei der Essensausgabe melden. Auch wenn sie keinen Hunger oder keine Lust auf das Menü haben.

«Wir haben keinen Essenzwang», sagt Sperisen. Würden die Kinder aber wiederholt nichts zu sich nehmen, würden sie das Gespräch mit den Eltern suchen. Oft kommt das jedoch nicht vor. Und die Betreuerinnen und Betreuer haben einige Rezepte, um den Kindern das Essen schmackhaft zu machen. So gehen sie mit einem Probierteller zu ihnen oder lassen sie selbst das schöpfen, was sie gern mögen.

— Der Sprung über den Röstigraben

Sport, Werken, Pause. Fragt man die Schülerinnen und Schüler, was sie am liebsten machen, könnte die Hitliste in etwa so

klingen. Französisch hingegen dürfte eher auf die hinteren Ränge verbannt werden. Das soll das Projekt «Immersion autrement» ändern.

Fast schon nebenbei sollen die Kinder die Fremdsprache lernen. Einmal in der Woche werden sie künftig von einer Lehrperson aus der Westschweiz unterrichtet. Während die Lehrerin oder der Lehrer aus der Deutschschweiz in der Romandie Schule gibt. Auch Zeichnen, Math oder Sport werden in der jeweils anderen Sprache gelehrt.

Immersionsunterricht nennt sich das. Simone Ganguillet ist bei der Pädagogischen Hochschule in Bern zuständig für das Projekt. Sie sagt: «Die Sprache wird Mittel zum Zweck, dient der Verständigung.» So würden Hemmungen abgebaut. Es dürfe erst mal durchaus auch ein Gemisch aus beiden Sprachen sein. Und nicht jeder Satz müsse grammatikalisch korrekt sein. «Es geht in erster Linie um das Verstehen der Sprache.» Derweil müssten die Lehrpersonen die Inhalte möglichst anschaulich erklären und dabei auch Videos oder Bilder zur Illustration verwenden.

Ab Sommer 2025 soll es erste solche Lehrpersonen-Tandems geben. Beim Pilotprojekt machen die Kantone Bern, Solothurn, Basel-Stadt, Jura und Neuchâtel mit. «Es braucht nur einen kleinen Sprung, um den Röstigraben zu überwinden», sagt Ganguillet.

— Mit Teamwork gegen den Lehrpersonenmangel

Jahr für Jahr dasselbe Problem: Wenige Tage vor den Sommerferien suchen die Berner Schulen

noch verzweifelt nach Lehrerinnen und Lehrern. Manchmal braucht es auch unkonventionelle Lösungen. So wurden in St. Stephan 39 Kinder in einer Klasse vereint. Viert-, Fünft- und Sechstklässler drückten gemeinsam die Schulbank.

In der grossen Klasse waren zwei Klassenlehrerinnen im Einsatz. Das reichte aber nicht, um alle Lektionen abzudecken. Es wurde zudem eine Quereinsteigerin oder ein Quereinsteiger gesucht. Weil die Person nie allein unterrichten musste, war es für Schulleiter Tobias König einfacher, jemanden zu finden. Und der Einstieg in den Unterrichtsalltag fiel der Quereinsteigerin leichter.

Mittlerweile haben sich die jahrgangübergreifenden Klassen in St. Stephan etabliert und sind längst nicht mehr nur eine Antwort auf den Personalmangel. «Durch die Zusammenarbeit können sich die Lehrerinnen gegenseitig entlasten», sagt König. Sei es bei schwierigen Situationen unter den Kindern, bei der Elternarbeit oder bei der Vorbereitung des Unterrichts. «So wird der Beruf attraktiver.»

Heute gibt es in St. Stephan nicht mehr nur eine grosse Klasse, sondern drei. Immer zwei Jahrgänge und rund 30 Kinder besuchen gemeinsam den Unterricht. Weniger Frontalunterricht, mehr Coaching durch die jeweils zwei Klassenlehrpersonen, so die Devise. Das stösst laut König auch bei den Eltern und Kindern auf Anklang. Die Schülerinnen und Schüler seien selbständiger, hätten mehr Freude am Lernen. Und: «Nicht nur die Lehrerinnen, auch die Schüler arbeiten öfter zusammen.»



Im Kinderrestaurant sind die Kleinen laut Pascal Sperisen, Leiter der Tagesbetreuung Marzili, weniger zappelig. Foto: Beat Mathys